KAPITEL I

Afrikanische Jagd - ohne Jägerlatein

John P. Whorter, ein Bergbauingenieur aus Colorado, fuhr auf Großwildjagd nach Afrika. An einem Septembermorgen des Jahres 1937 stand er plötzlich einem Löwen gegenüber. Whorter, ein ausgezeichneter Schütze und kalt wie eine Hundeschnauze, riß sein Gewehr hoch und drückte ab. Er hatte gut gezielt. Aber ein „kleiner" Fehler war ihm dabei unterlaufen. Zwei Sekunden später war er tot, die Pranken des Löwen hatten ihm den Schädel aufgerissen.

Whorters Fehler beruhte auf Unwissenheit. Er hatte auf die Mitte der Mähne über dem Kopf des Tieres gezielt. Und genau da ging die Kugel auch durch, durch die Mitte der herrlichen Mähne. Was Whorter nicht wußte, war: ein Löwe hat so gut wie keine Stirn. Die Mähne ist eben nichts als Mähne.

Im Jahre 1925 hatte der Pflanzer Peter (Bud) Jones aus Tanganjika, dem früheren Deutsch-Ostafrika, die Verwüstungen satt, die ein hinterhältiger Elefant in den Bohnenfeldern der *shamba* anrichtete. Er nahm seine .303-Flinte und ging dem Elefanten nach. Schließlich stellte er ihn. Der Elefant griff mit weit aufgerissenem Maul und erhobenem Rüssel wie eine Dampfwalze unter höchstem Kesseldruck an. Jones feuerte. Die Kugel durchbohrte den hinteren Teil des Gaumens über den Stoßzähnen des Tieres. Ein tödlicher Schuß, sogar mit einer .303. Und doch hatte Jones einen „kleinen" Fehler begangen. Zehn Sekunden später war er tot.

Sein Fehler beruhte auf Nachlässigkeit. Als er zu seiner Flinte griff, nahm er an, daß sie mit Teilmantelkugeln geladen sei. Er vergewisserte sich aber nicht. Der Schuß war zwar gut gezielt, aber eine Kugel mit Stahl-

spitze, die den Kopf des Elefanten in unmittelbarer Nähe des Gehirns durchbohrt, richtet wenig Schaden an. Wäre die Kugel ein Teilmantelgeschoß gewesen, so hätte sie sich im Augenblick des Aufschlages plattgedrückt und das Gehirn sofort zerschmettert.

Ein italienischer Trophäenjäger namens Galli glaubte eines Morgens, unbedingt ein Nashorn erlegen zu müssen. Er schoß mit einer Teilmantelkugel, die gegen die Seite des Tieres klatschte, ohne einzudringen. Das Nashorn wurde wahnsinnig vor Wut, stürmte kopfüber auf einen Dornbaum los, griff seinen eigenen Schatten an und pflügte wie wild mit seinem Horn den Boden. Schließlich verschwand das vor Schmerz rasend gewordene Tier im dichten Ufergebüsch eines Flusses. Galli folgte ihm in das Gebüsch. Einige Minuten später war er eine zertrampelte Leiche. Auch er hatte einen „kleinen" Fehler gemacht.

Gallis Fehler beruhte auf Dummheit. Ein verwundetes Nashorn greift alles an. Das Tier ist schnell und wütend, aber es sieht schlecht. In offenem Gelände kann man seinem Angriff jederzeit durch einen Schritt zur Seite ausweichen. Im Gebüsch oder im Schilf ist das nicht möglich. Das Nashorn, dessen Geruchssinn so gut ist wie seine Sicht schlecht, wittert sein Opfer – und schon ist's geschehen.

Hunderte von Berufsjägern befanden sich schon in genau den gleichen Situationen, die Whorter, Jones und Galli zum Verhängnis wurden. Aber ich wüßte keinen, der dabei umgekommen wäre. Ja, ich kenne keinen erfahrenen Berufsjäger, der von afrikanischem Großwild getötet wurde, es sei denn aus eigener Nachlässigkeit.

Für einen Jäger, der mit den Gewohnheiten der Tiere vertraut ist, gibt es in Afrika keine wirklich gefährlichen Tiere. Auf jeden Fall weder Löwen, noch Nashörner, noch Gorillas. Auch keine Gnus, Flußpferde und Leoparden. Bei Büffeln zögere ich ein wenig in meiner Behauptung; aber es ist nur eine geringfügige Einschränkung. Wenn es überhaupt ein gefährliches afrikanisches Tier gibt, so den Büffel, denn er ist rachsüchtig und zum äußersten entschlossen, wenn er angeschossen wird. Er tötet bei der geringsten Erfolgsmöglichkeit.

Um 1910 herum, in meinen Anfangsjahren als Jäger, wurde ein Berufsjäger namens Spring von einem Büffel in die Luft gewirbelt und zu Tode getrampelt, den er fünf Tage vorher angeschossen hatte. Nachdem er getroffen worden war, umzog der Büffel in weiten Kreisen die Spur des Jägers und wartete in einem Hinterhalt auf ihn. Als Angriffspunkt hatte

das Tier einen Ort gewählt, wo der Pfad sich zwischen dichten Wänden niederer Dornbüsche hinschlängelte. Spring kannte natürlich die gelegentliche Durchtriebenheit der Büffel, ihrem Opfer aus dem Hinterhalt aufzulauern. Aber offenbar unterschätzte er in diesem Fall das gute Gedächtnis des Tieres. Nachlässigkeit!

Auch bei Elefanten muß ich meine Behauptung etwas einschränken, unter bestimmten Voraussetzungen jedenfalls.

Jahr für Jahr wird Afrika von ganzen Horden von Großwildjägern heimgesucht. Einige von ihnen sind wirkliche Sportsleute; andere dagegen haben einfach den unbezähmbaren Hang, mit ihrer Büchse in der Gegend herumzuknallen. Sie schießen auf alles, was ihnen vor den Lauf kommt: Affen, Paviane, Antilopen, Zebras, Giraffen, Löwen, Strauße – alles. Ihnen nach zieht sich eine lange, blutige Spur verwundeter und gemetzelter Tiere.

Ihre merkwürdige Begabung, das Falsche zu tun, führt oft zu schweren Verletzungen und zum Tod. Sie ziehen ein am Boden liegendes verwundetes Kudu am Bein und erhalten im selben Augenblick einen Hieb des scharfen Hufes, der ihnen die Gedärme aufschlitzt. Sie nähern sich ahnungslos einem verwundeten Gnu, das sich tot stellt, und fliegen kopfüber in den Busch, wenn das Tier schnaubend in die Höhe springt und wie ein geölter Blitz davonjagt.

Sie drücken mehrere Male auf einen Löwen ab und treffen ihn nicht. Dann erschrecken sie ihn weiter mit Rufen und Geschrei, und wenn das Tier endlich angreift, fliehen sie, statt stehenzubleiben und ruhig zu zielen. Sie streichen an einer Gruppe hysterischer Paviane vorbei, die in einer Reihe auf einem schmalen Felsenriff hocken, nehmen sich einen aufs Korn und werden von der rasenden, plötzlich auf sie herunterschießenden Meute in Fetzen gerissen. Sie waten in Flüsse, ohne die Wasseroberfläche vor sich her mit einem Stock zu schlagen, um Krokodile zu verjagen. Und natürlich werden sie von so einem stinkenden Biest gepackt. Sie schießen ein kurzsichtiges Nashorn an und bleiben windwärts von ihm, so daß das Tier keinerlei Schwierigkeit hat, sie genauestens zu wittern.

Sie stellen sich zwischen einem Flußpferd und der nächsten Wasserstelle auf, ohne zu wissen, daß ein vom Wasser abgeschnittenes Flußpferd wahnsinnig vor Angst werden kann. Solche Jäger kommen um und verhungern in einer Umwelt eßbarer Ameisen, Eidechsen, Affen, Schlangen, Heuschrecken, Schnecken oder der Innenseite der Rinde vieler Bäume.

Sie sind ganz einfach Selbstmordkandidaten. Und gewöhnlich wird die Schuld den Tieren zugeschoben, die in beinahe jedem einzelnen Fall nur fliehen wollten.

Ich kenne Berufsjäger, die als Führer solcher Großwild-Sonntagsjäger glatt streiken. Sie bekommen einen Wutanfall und lassen ihre Auftraggeber tagelang im Busch sitzen. Und es gibt nichts Hilfloseres, Unglücklicheres und Hoffnungsloseres als „Jäger", die sich verloren glauben.

Im Gegensatz dazu nimmt jeder berufliche Führer und Jäger mit Freuden einen Job bei einer Gruppe wahrer und echter Sportsleute an. Auch macht es Spaß, mit Tierfängern und Kamerajägern zu arbeiten. Diese Leute, Männer und Frauen, kennen die Tiere und setzen sich in ihrem Berufseifer häufig Gefahren aus, die aus jedem sadistischen Massenkiller ein Nervenbündel mit Schlotterknien machen würden.

Angenehm arbeitet es sich mit Männern, die wissen, welche Trophäen sie haben wollen. Sie erlegen ihr Tier und töten im übrigen nur zur Nahrungsbeschaffung. Sie pirschen sich vorsichtig, oft sogar fachmännisch, an das Wild heran und vermeiden peinlichst, das Tier nur zu verwunden. Im allgemeinen geben sie den Tieren mehr als gleiche Chancen und sind am glücklichsten, wenn sie ihre Trophäe trotz aller Vorteile auf seiten des Tieres gewonnen haben.

Wahrscheinlich schreiben die meisten Leute, die in Afrika Großwild gejagt haben, Artikel und Bücher über ihre Abenteuer. Nun, die Schriften echter Sportsleute sind Tatsachenberichte, während die der anderen Gattung ein Mischmasch von Legenden und eigener Erfindung sind.

Soviel ich weiß, sind die Vereinigten Staaten das einzige Land, in dem Magazine immer noch die alten, längst überlebten Märchen über afrikanische Tiere veröffentlichen. Ich meine nicht die Fachzeitschriften für Jäger und Angler, die unter dem Vorwand der Echtheit gefühlvolle Naturbeschreibungen bringen. Was ich meine, sind die Magazine, die nur „wahre" Geschichten zu veröffentlichen vorgeben. Der Feuilletonredakteur eines solchen Magazins läßt sich zum Beispiel seine Artikel über afrikanische Tiere von britischen und belgischen Propaganda- und Werbebüros redigieren, deren Aufgabe es ist, Tiermärchen zum Zwecke der Touristenreklame in Umlauf zu setzen. Ein amerikanisches Magazin, das führend im Kampf gegen diesen afrikanischen Tierschwindel ist, ist *Argosy*. Ein anderes ist *Field and Stream*. Es gibt natürlich noch andere, aber diese beiden stehen an erster Stelle.

Jahrelang haben sich amerikanische Magazine auf Geschichten über menschenfressende Löwen spezialisiert.

Menschenfressende Löwen!

Gewiß, der räudige, dickhäutige, faule und meist gutmütige Löwe kann, wie ein hungriger Wolf übrigens, manchmal einen Menschen anspringen und fressen. Aber wenn man einem hungrigen Löwen etwas zu fressen gibt, ist es aus mit der Menschenfresserei.

Darin liegt ja gerade die Tragödie der Löwen, die aus Hunger Menschen anfallen. Hätte man ihnen mal ein Schaf, eine Ziege, ein Schwein oder eine Antilope hingeworfen, bis sich eine günstige Gelegenheit zu ihrer Erlegung bot, so wäre jeder weitere Angriff auf Menschen vermieden worden.

Die meisten menschenfressenden Löwen sind alt und haben keine Zähne und keine Kraft mehr, ein Zebra oder sonst ein Tier niederzuschlagen. Andererseits haben sich gelegentlich auch junge Löwen auf Menschenjagd verlegt, wenn sie sich in Gebieten befanden, wo die Tsetsefliege oder außergewöhnliche Dürre ihre normale Nahrungsquelle vertrieben. Löwinnen greifen manchmal Menschen an, wenn ihre Jungen hungern. Aber wirklich verbürgte Berichte über menschenfressende Löwen sind selten.

Ein Berufsjäger, der den Auftrag erhält, einen menschenfressenden Löwen zu erlegen, wird den Burschen gewöhnlich in ein paar Tagen schnappen. Ein Greenhorn auf diesem Gebiet kann den größten Unfug anrichten.

Vor vielen Jahren, im Jahre 1900, wurden zwei menschenfressende Löwinnen von Oberstleutnant J. H. Patterson, einem Bahnbauingenieur an der im Bau befindlichen Uganda-Bahn, erlegt. Er hatte mehrere tausend indische Kulis unter sich, und ehe ihm der Abschuß der beiden Löwinnen gelang, hatten diese neunundzwanzig seiner Kulis gefressen und neun Monate lang eine düstere Herrschaft des Terrors und der Hysterie unter seinen Arbeitern ausgeübt.

Das einzig Gute an Pattersons Löwenfeldzug war sein außergewöhnlicher Mut. Sonst war alles falsch oder Pfuschwerk.

Der Vorfall ereignete sich natürlich vor meiner Zeit als Afrikajäger, aber ich kenne die Geschichte so genau, als ob ich selbst dabei gewesen wäre. Ich habe sie direkt von Nicobar Jones, einem Amerikaner, der beinahe fünfzig Jahre lang zu den erfahrensten afrikanischen Jägern zählte. Er hat mir so gut wie alles beigebracht, was ich heute von der Jägerei weiß. Er stammte aus Ohio und hat mir oft beim flackernden Schein eines

Lagerfeuers von zu Hause vorgeschwärmt, von einem Mädchen in einem rosa Baumwollkleid, dessen blonde Zöpfe im Sonnenlicht glänzten. Er wollte immer nächstes Jahr endgültig nach Hause fahren. Aber er fuhr nie. Afrika hatte eine Gewalt über ihn, die er nie mehr abschütteln konnte.

Er sah Schönheit in allem. Ich erinnere mich, wie er entzückt einem in eleganten Bogen davonjagenden Rudel Springböcke (impala) nachblickte und vor sich hinmurmelte: „Grandios! Grandios!" Als der letzte Bock der Herde am Horizont verschwunden war, stapfte er zum Lager zurück, ohne Fleisch und hungrig. Bei Jones war alles Afrikanische „grandios" – der Himmel, das Veld, der Wald, der Morgen und die Nacht, Mittag und Sonnenuntergang, Regen und Wind, der Satz eines Löwen, eine galoppierende Giraffe – alles.

Hier ist die Geschichte von Oberst Patterson und den menschenfressenden Löwen, wie Jones sie mir erzählte.

Wir hockten eines Nachts am Feuer und beobachteten die schattenhaften Umrisse eines umherstreichenden Löwen gerade jenseits der Grenzlinie zwischen Feuerschein und Dunkelheit. Ab und zu funkelten seine Augen rot-grün in der Schwärze der Nacht auf. Seine Witterung, sein verhaltenes Knurren und Grollen hatten die Ochsen unseres Gespanns so nervös gemacht, daß sie in die Nacht brüllten. Jones sagte:

„Unnatürlich für'n Löwen, mit dem Wind anzuschleichen, und unnatürlich, so'n Krach zu machen. Will bloß die Ochsen wild machen, oder vielleicht einen der Hunde, daß sie nach der anderen Seite ausbrechen, wo wahrscheinlich vier oder fünf seines Rudels in aller Ruhe unterm Wind warten. Löwen haben gewöhnlich nicht viel Grips, aber sie können grandios schlau sein, wenn sie Hunger haben.

Eines Nachts, droben bei Tsavo, von Mombassa 'n bißchen ins Innere, schlich sich 'ne Löwin in 'n Kulilager an der Bahnlinie und riß 'n Kuli unter seiner Decke hervor. Statt ihn gleich zu fressen, wo sie ihn erwischte, wie sie's meistens machen, schleppte sie ihn in den Busch. Ungefähr zur selben Zeit erschien 'ne zweite Löwin auf der entgegengesetzten Seite des Lagers und schnappte sich auch 'n Kuli.

Diese Kulis! Haben keinen Funken Schneid. Lagen zu dreitausend in dem Lager herum und machten keinen Finger krumm. Ließen die beiden Löwinnen beinahe ein ganzes Jahr lang in aller Ruhe einen um den anderen von ihnen auffressen.

Na ja, als sie Oberst Patterson meldeten, zwei von ihnen seien von Löwen weggeschleppt worden, hat er ihnen nicht geglaubt. Dachte, die beiden hätten sich aus'm Staub gemacht. Als aber 'n dritter Kuli aus seinem Zelt gerissen und sein angefressener Körper in der Nähe des Lagers gefunden wurde, machte sich der Oberst an die Arbeit. Schade bloß, daß er ein Neuling war.

Er baute also 'ne Löwenfalle. Machte 'ne große Kiste aus Holz und Eisenstangen und brachte die Tür so an, daß sie zuschnappen mußte, wenn man auf eine Feder am Boden trat. Patterson baute ein Gitter von starken Eisenstangen vor das hintere Ende der Kiste, so 'ne Art Nebenraum, und da hinein steckte er 'n paar Kulis als Köder. Aber nichts geschah, und nach 'ner Weile haben sie die Falle stehen lassen.

Nach Monaten schlich eine der Löwinnen in die Falle und schnüffelte drinnen herum. Die Tür fiel zu, und da hatten sie nun Menschenfresser Nummer Eins im Käfig. Das Gebrüll der Löwin rief Patterson und 'n Haufen bewaffneter Kulis herbei. Die schossen ganze Salven in die Kiste, trafen zwar nicht die Löwin, dafür aber den Eisenriegel an der Tür. Der fiel ab, und die Löwin setzte ins Freie, mit 'nem Dutzend Kugeln um die Ohren.

'ne Zeitlang verbrachte Patterson seine Tage damit, auf allen vieren im dicksten Dornengestrüpp herumzukriechen. Mehrere Male hatte er sich derart im Dickicht verfangen, daß ihn die Kulis befreien mußten. Wahrscheinlich dacht' er, daß man so auf Löwenjagd geht, aber – na, er war ja 'n Neuling im Land.

Die Löwen kümmerten sich 'n Dreck um Pattersons Jagdkunststücke. Sie schnappten sich weiter ihren Kuli alle zehn Tage oder so. Sie wurden bemerkt und beschossen. Reine Munitionsvergeudung. Patterson selbst schoß auf 'ne Entfernung von fünfzehn Meter 'n paarmal glatt an ihnen vorbei. Mal, als er mit 'ner doppelläufigen Flinte auf sie Jagd machte, ließ er eine der beiden Löwinnen auf fünf Meter rankommen und drückte dann ab. Aber 's war 'n Versager. Das brachte ihn so aus'm Häuschen, daß er den zweiten Lauf völlig vergaß. Er – –"

„Augenblick", sagte ich. „Warum hat er denn keinen Tierköder ausgelegt?"

„Hat er. Mal hat er drei Ziegen an 'ne schwere Eisenschiene gebunden. Die Löwin verschwand mit allen drei Ziegen. Patterson schoß hinter ihr her, traf aber nicht. Er hat sogar 'n totes Schwein mit Strychnin vergiftet,

fand aber bald heraus, daß Löwen vergiftetes Fleisch nicht anrühren.“ Jones hielt inne und horchte in die Nacht. Unser Löwe war weg. Die Ochsen hatten sich beruhigt. Jones spuckte aus.

„Los, weiter“, sagte ich ungeduldig. „Was haben denn Pattersons Kulis die ganze Zeit gemacht?“

„Och, ’n paarmal brach ’ne Panik unter ihnen aus. Als mal der Arbeitszug aus Mombassa ankam, hat sich ’n Haufen von ihnen einfach auf die Schienen gelegt, so daß der Zug halten mußte, um sie nicht zu überfahren. Und wie der Blitz kletterten an die tausend Kulis mitsamt ihrer Habe in die Wagen. Tatsache ist, daß drei Wochen lang kein Strich getan werden konnte, weil die Kulis sich nicht aus ihren Zelten rührten. Sie hatten sich Löcher in die Erde gegraben – ’n Art Gruben. In die krochen sie bei Nacht und deckten sich mit Holzkloben zu. Aber es dauerte nicht lange, da fanden die Löwen woanders Nahrung und ließen das Lager in Ruhe. Worauf die Kulis aus ihren Löchern krochen und wieder über Tag schliefen. Prompt kamen die Löwen zurück und lebten wieder von Kulifleisch.

Manchmal kam ‚Hilfe‘ aus Mombassa, um Pattersons Jagd auf die Löwinnen zu unterstützen. War auch danach. Bahnbeamte, Polizeioffiziere, sogar Soldaten erschienen, um die Biester aufzuspüren. Wurde furchtbar in die Luft geknallt und nie etwas getroffen. Ein Bursche namens Whiteside stieg mit einem Eingeborenensergeanten namens Abdullah in Tsavo aus’m Zug und wurde von der einen Löwin dadurch begrüßt, daß sie ihm auf den Rücken sprang und böse Wunden ins Fleisch riß. Dann ließ sie von ihm ab, schlug Abdullah mit einem Hieb nieder und begann ihn aufzufressen.

Patterson hat auch ’ne Menge Zeit auf Hochsitzen in Bäumen verbracht. Die Löwen, Menschenwitterung in der Nase, kreisten dann stundenlang um den Baum, schnüffelten, grunzten und seufzten. Löwen seufzen immer, wenn sie Hunger haben. Manchmal feuerte Patterson auf sie herunter, aber die Löwen sprangen davon, setzten über die Bahnschienen und holten sich zum Frühstück einen Kuli aus dem Zelt.

So vergingen acht Monate, bis Patterson seinen ersten Menschenfresser erlegte. Er schoß die Löwin eines Nachts von seinem Hochsitz im Baum aus. Die andere verlustierte sich ruhig noch einen Monat weiter an Kulibraten. Aber nachdem sie den neunundzwanzigsten Kuli verspeist hatte, beging sie eines Nachts den Fehler, unter Pattersons Baum stehenzubleiben, um sich zu kratzen. Und da traf sie Pattersons Kugel.

Well", schloß Jones, „die Kulis vollführten natürlich ein Mordsfreudengeschrei über den Tod der beiden Löwinnen. Sie küßten Patterson die Hände und nannten ihn ihren Erlöser. Englische Zeitungen erfuhren von der Geschichte und machten einen Helden aus Patterson."

„Das zeigt wieder einmal –", begann ich.

„Klar", sagte Jones rasch. „Zum Eisenbahnbauen war Patterson sicherlich der richtige Mann. Aber es läßt sich nun mal nicht bestreiten, daß das Leben von mindestens siebenundzwanzig Kulis gerettet worden wäre, wenn er nur 'ne blasse Ahnung von Löwen gehabt hätte."

Mein Fährtenleser Ubusuku zum Beispiel, ein stämmiger, gescheiter, kohlschwarzer Zulu, hätte diese Menschenfresser im Nu erledigt. Seine Methoden waren zwar nicht besonders sportlich, aber sie waren erfolgreich. Einmal, kurz nach dem ersten Weltkrieg, mußten wir einen Job im Kongogebiet abbrechen, wo wir einen krokodilverseuchten Nebenarm des Kasai-Flusses mit Handgranaten säuberten. Wir bekamen den Auftrag, in einen Kraal in der Nähe von Kalonga zu gehen – liegt in der südöstlichsten Ecke des Kongo –, um einen menschenfressenden Löwen zu erledigen, der 'ne Kaffernfrau aus ihrer Hütte herausgeholt hatte. Jede Nacht, so erzählten uns die Eingeborenen, war das Biest wieder in der Hütte erschienen, um nach mehr Beute zu schnüffeln. Die Kaffern kamen beinahe um vor Angst.

Ich war ziemlich erschöpft, als wir am späten Nachmittag ankamen, und ging sofort in der saubersten Hütte schlafen, die der Häuptling finden konnte. Aber nicht Ubusuku. Er war hergekommen, um einen Löwen zu erledigen, und er machte sich sofort ans Werk.

So um drei Uhr morgens erschütterte eine Explosion den Kraal. Ich stürzte aus meiner Hütte und fand ein wahres Tollhaus von Geschrei und Angst vor. Nach einigen Minuten bahnte sich Ubusuku einen Weg durch das Gewimmel jammernder Kaffern und meldete mir grinsend:

„*Moonya, mabele, Simba, pelele*" (Eins, zwei, mit dem Löwen ist's vorbei). Dann warf er sich in die Brust, wandte sich zu den schlotternden Kaffern und rief: „Der Löwe, o ihr Feiglinge, hat sich auf eine lange Reise in das Land der fetten Zebras begeben."

Und das Volk, vor Freude toll, trug ihn auf den Händen davon, zu einer der üblichen Bierorgien.

Was war geschehen? Ubusuku, der entgegen unseren Anweisungen zwei Handgranaten mitgebracht hatte, band ein Ferkel in der Hütte an,

aus der die Kaffernfrau von dem Löwen geschleppt worden war. Dann legte er sich im Dunkeln unter dem Wind auf die Lauer, bis das verzweifelte Quietschen des Schweines ihm die Anwesenheit des Löwen in der Hütte ankündigte. Er schlich sich zur Hütte und warf eine Handgranate durch den Eingang.

Von Zeit zu Zeit hört man immer wieder, daß menschenfressende Löwen auch Weiße verschlungen haben. Geht man der Sache nach, so zeigt sich jedesmal, daß das Opfer über alle Vorstellung hinaus leichtsinnig gewesen war. Schließlich kann nicht einmal ein vor Hunger rasender Löwe Türen öffnen oder durch den Kamin in ein Haus klettern. Er geht auch nie in die Nähe eines lodernden Feuers. Er greift nie mit dem Wind an und kündigt seine Annäherung beinahe immer durch donnerndes Brüllen an. Erst wenn er sich heranpirscht, wird er still, mit Ausnahme gelegentlicher Hungerseufzer. Wer sich in einem Löwengebiet, ganz besonders bei Wildmangel, einem Angriff durch Löwen aussetzt, ist eben ein Dummkopf. Denn nötig hat er es nicht.

Ich werde oft gefragt, welches das ungefährlichste Großwild Afrikas sei. Der Gorilla. Wenn man einen alten afrikanischen Berufsjäger wütend machen will, braucht man ihn nur zu fragen, ob er schon mal einen Gorilla geschossen habe. Die meisten von ihnen sind der Meinung, daß jemand, der einen Gorilla umbringt, ein Feigling ist.

Noch nie hat man von einem Gorilla gehört, der einem Menschen etwas zuleide tat, es sei denn, der arme Kerl wurde gehetzt oder bis zur Weißglut gereizt. Gorillas führen ein Familienleben, das manchen Menschen direkt zum Vorbild dienen könnte. Zugegeben, sein Geheul geht durch Mark und Bein und seine Gewohnheit, mit den Fäusten auf die Brust zu trommeln und dabei drohende Grimassen zu schneiden, ist furchteinflößend. Wenn er einen kleinen Baum mit den Wurzeln ausreißt und auf einen zustapft, in der einen Hand den Baum und mit der anderen auf die Brust schlagend, so gibt es wenige, die den Mut haben, stehenzubleiben und das Ganze als Bluff zu erkennen.

Und es ist trotzdem Bluff, wenn man ihn nicht gereizt hat. Wenn man stehenbleibt und sich nicht bewegt, wird er anhalten, den Baum mit seinen Zähnen in Stücke reißen, sich polternd abwenden und höchstens noch über die Schulter zurückknurren. Wenn man ihn aber verwundet oder seine Drohungen erwidert, wird man von ihm gegen die Brust gepreßt und zu Matsch zerdrückt.